

Erfahrungen in der Entwicklungszusammenarbeit von 1966 - 1969

Ich bin 1945 in Großarl im Pongau auf einem Bergbauernhof geboren, mit 12 Geschwistern aufgewachsen und habe alle Arbeiten am Bauernhof noch vor der Technisierung mitgemacht und eine landwirtschaftliche Fachausbildung absolviert.

Zur Entwicklungshilfe kam ich, weil ich 1966 schon in der Katholischen Jugend in Großarl Gruppenleiter war und zu dieser Zeit die ersten Entwicklungshelfer aus Afrika zurückgekommen sind. Aus diesem Anlass hat es in der Zeitung der Katholischen Jugend, der „Wende“, große Berichte gegeben: „Entwicklungshelfer kommen zurück und haben sehr erfolgreiche Arbeit geleistet“. Vor allem mein Bruder Franz hat sich noch vor mir für die Entwicklungshilfe interessiert, er hat mit Dr. Alois Wagner, damals Leiter vom Landjugendwerk, Kontakt aufgenommen. Mein Bruder wurde als zukünftiger Entwicklungshelfer für das Bauwesen akzeptiert und Dr. Wagner sagte ihm, dass er für das Projekt in Brasilien noch einen Landwirt suche. Ich habe mir das interessiert angehört, darüber nachgedacht und mich dafür angemeldet. Ich war erst 21 Jahre alt.

Einerseits war es ein wenig Abenteuerlust, andere Erdteile, andere Kulturen kennen zu lernen, andererseits aber eine Bereitschaft, anderen zu helfen. Uns ging es in Großarl am Bergbauernhof im Vergleich zu armen Regionen in anderen Teilen der Welt gut. Wir haben uns gedacht, es wäre eine Möglichkeit, andere zu unterstützen. Als Mitglieder der Katholischen Jugend hatten wir dazu eine christliche Motivation. Diese einfache Motivation, anderen zu helfen, also der Begriff Entwicklungshilfe, hat sich im Einsatz und vor allem danach stark gewandelt. Vom Verständnis der einseitigen Hilfe hin zur *Entwicklungszusammenarbeit*. Die Erkenntnis, dass die Industrieländer und die Entwicklungsländer wirtschaftlich ineinander verflochten sind und die wohlhabenden Länder vielfach von billigen Rohstoffen profitieren. Auch kulturell haben wir erfahren, dass wir nicht nur Helfer sind, sondern sehr viele Erfahrungen sammeln konnten, dass es unser Leben sehr bereichert hat, dass wir mehr gelernt haben, als wir geben konnten.

Die Ausbildung im Klausenhof in Norddeutschland war für mich sehr interessant. Es war für mich als Bergbauernsohn aus einem abgeschlossenen Dorf eine völlig neue Situation, an einer internationalen Gruppe teilzunehmen. Für den Ausbildungsleiter Dr. Schmauch war

Interkulturalität selbstverständlich. Er hat uns zum Beispiel ermutigt, wir sollen die ersten drei Monate im Einsatzort nicht selber aktiv werden, nicht glauben, wir sollen da schon allerhand in Bewegung setzen, sondern *zuhören und schauen*, um herauszufinden, wie leben diese Menschen, was haben sie für Motivationen, wie geht es ihnen, was wird in der Landwirtschaft angebaut und nach Kennenlernen der Situation erste Schritte setzen.

Nach einer dreimonatigen Sprachpraxis in Portugal und einer bewegten Verabschiedung von Pfarre und Familie sind wir dann mit dem Schiff von Genua nach Rio de Janeiro gefahren. Unser Einsatzgebiet war weiter nördlich in Tatui im Mato Grosso. Wir waren von Rio zwei Tage und eine Nacht mit einem Bus bis zur Missionsstation Diamantino unterwegs. Dort haben wir eine erste Einschulung über die Lebensverhältnisse indigener Gruppen erhalten. Danach sind wir mit einem LKW 500 km in die erste Indianerstation gefahren. Von dort aus sind wir mit einem Motorboot fünf Tage auf den Flüssen Juruena und Rio dos Peixe zum Einsatzort Tatui gefahren.

Das Ziel des Einsatzes war, die Indigenen vom bisherigen Nomadenleben bei der Sesshaftwerdung zu unterstützen. Als Nomaden brauchten sie keine Infrastruktur. Ständig am gleichen Ort zu wohnen bedeutet, hygienische Verhältnisse zu schaffen, stabilere Häuser und Brunnen zu bauen, und wenn die Bewohner vom Jagen und Fischen nicht mehr leben können, ist es erforderlich, mehr anzubauen, sie mussten sich an eine Vorratswirtschaft gewöhnen. Für die Verbesserung der hygienischen Verhältnisse, Gartenbau und Krankenpflege sorgten unsere Krankenschwester Anni Außerhofer aus Stanzach im Tiroler Lechtal und Marianne Fingerlos, Fachfrau für Hauswirtschaft, aus Maria Alm im Lungau. Die Finanzierung für uns als Fachkräfte erfolgte vom Landjugendwerk Österreichs. Ein Taschengeld wurde auf ein Konto in Basilien überwiesen und 1000,- Schilling pro Monat wurde in Österreich auf einem Konto deponiert. Die Missionsstation war für Unterbringung und Lebensunterhalt zuständig. Die Unterkunft, ein Gemeinschaftshaus, Kirche u.a. baute mein Bruder mit den Indigenen und für die Verpflegung sorgte Marianne in der Gemeinschaftsküche, gemeinsam mit den Dorfbewohnern. Für unser Projekt haben wir Jugendgruppen in Österreich um Unterstützung gebeten. Mein Bruder hat zum Beispiel ein kleines Sägewerk aufgebaut, und dafür u.a. einen VW-Motor gebraucht. Der Kontakt zum Landjugendwerk war sehr gut. Wir haben halbjährlich einen Bericht über den Fortgang unseres Projektes geschrieben, von Dr. Wagner haben wir regelmäßige Rundbriefe erhalten und er hat uns sogar einmal besucht.

Meine Arbeitsbereiche: In der Landwirtschaft habe ich die Indigenen motiviert, mehr anzubauen. Dabei habe ich als Entwicklungshelfer auch mitgearbeitet und habe zum Beispiel

mit ihnen Wald gerodet, um dann eben Mais und Maniok, Reis, Bananen u.a. anzubauen. Sie hatten Erfahrung im Anbau, aber als Nomaden lebten sie vorwiegend vom Jagen und Fischen sowie von Kräutern. Mein zweiter großer Aufgabenbereich war der Transport mit dem Motorboot von Bewohnern (z.B. zum Zahnarzt oder ins Krankenhaus) und Waren (z.B. Felle, Schmuck, Pfeil und Bogen u.a.) von unserem Dorf Tatui nach Cuiaba und zurück, wir waren jeweils drei Wochen unterwegs: Zwei Wochen dauerte die Fahrt hin und retour, eine Woche die Verkäufe und Einkäufe in Cuiaba. Eingekauft wurden Textilien, Salz, Hygieneartikel, Treibstoff, Werkzeug u.a.m. Das Motorboot war die einzige Verbindung und so kam auch die beliebte Post aus Österreich frühesten alle vier bis sechs Wochen nach Tatui.

Unser Dorf war abgeschiedener von der Zivilisation als andere Einsatzprojekte und uns war klar, dass wir für drei Jahre weit von Zuhause weg sind. Ich bin durch das Transportwesen alle zwei Monate in die Stadt gekommen und habe eine Woche mit Geschäften dort verbracht, was eine Abwechslung war. Aber mein Bruder und die Kolleginnen waren die ganze Zeit nur in Tatui, außer im Urlaub einmal pro Jahr.

Für den Urlaub hatten wir Männer und die Frauen unterschiedliche Interessen. Mein Bruder und ich haben den ersten Urlaubsmonat mit Entwicklungshelferkollegen in Bolivien in Santa Cruz verbracht. Wir hatten eine sehr abenteuerliche Fahrt durch den Urwald und einen unglaublich interessanten Erfahrungsaustausch mit den Kollegen. Das zweite Jahr sind wir nach Südbrazilien in das Tiroler Dorf gefahren, das war auch sehr interessant: Es gibt ein Dorf in Brasilien, Dreizehnlinden, wo sich vorwiegend Tiroler, aber auch Pongauer angesiedelt haben, ein Teil nach dem Ersten Weltkrieg, ein Teil nach dem Zweiten Weltkrieg, wegen der großen Notlage in Österreich. Es war sehr heimelig, auf einmal tirolerisch zu plaudern, Knödeln zu essen und Zithermusik zu hören, es war ein Austausch über die jeweiligen Lebenssituationen und es wurde uns erzählt, dass die Aufbauphase äußerst entbehrlich und schwierig gewesen war.

Zu unserem Einsatzprojekt in Tatui kam es, weil der Jesuitenpater Johann Dornstauder, der aus Wels stammte, erfahren hat, dass es in Österreich eine Entwicklungshilfeorganisation gibt und er hat dann Fachkräfte angefordert. Er selbst lebte schon lange im Mato Grosso und betreute verschiedene indigene Dörfer. Er hat unsere Ankunft vorbereitet, aber letztlich lag es an uns, rasch das Vertrauen zu gewinnen. Dabei hat unsere Ausbildung sehr geholfen, dass wir auf die Leute zugegangen sind und uns für ihre Lebensweise interessiert haben und mit ihnen gearbeitet haben und nicht gekommen sind, um ihnen Aufträge zu erteilen. Sie sind im Sinne von Hilfe zur Selbsthilfe selbständiger geworden. Diskussionen gab es mit P. Dornstauder, weil er versuchte, uns stärker seinen Willen aufzudrängen, wie z.B. eine

schnellere Technisierung, Traktor etc. Wir bevorzugten eine angepasste Technologie.

Unterschiedliche Meinungen über die Vorgehensweise waren aufgrund des Altersunterschiedes und der unterschiedlichen Lebensweise naheliegend.

Vor der Heimreise im Dezember 1969 durfte ich bei der Gründung einer brasilianischen Organisation für Entwicklungszusammenarbeit, OPAN-Operacao Angieta im Süden Brasiliens mitwirken, die von P. Ägydio Schwade gegründet wurde. P. Schwade ist dann mit meinem Bruder nach Österreich und Deutschland gefahren, um organisatorische und finanzielle Unterstützung zu erhalten. Diese wurde auch gewährt und in der Folge waren in unserem Projekt Tatui österreichische mit brasilianischen Fachkräften gemeinsam im Einsatz. Die OPAN ist seit mehr als 50 Jahren eine sehr anerkannte Organisation für Personaleinsatz, für die Rechte der Indigenen und zur Absicherung ihrer Gebiete.

Zwischen den Anliegen der Mission und der Entwicklungsarbeit gab es ein gutes Einvernehmen. Die Jesuiten waren mit ihrer Missionsarbeit bereits sehr konzilsorientiert ausgerichtet und leisteten viel Hilfe zur Lebensbewältigung, durch die Fachkräfte konnte dieser Bereich noch verstärkt werden. In Bezug auf Naturschutz kann man sehr viel von den Indigenen lernen. Sie haben einen inneren, kontemplativen Zugang zur Natur und ehren die Natur durch zahlreiche Rituale und mehrtägige Feste.

Die klimatischen Bedingungen, mit abwechselnd heißen Trocken- und schwülen Regenzeiten, waren gewöhnungsbedürftig. Wir erkrankten öfters an Malaria mit hohem Fieber und Schüttelfrost. Mich hat während Rodungsarbeiten eine Schlange gebissen. Diesen Schlangengift habe ich nur durch großen Einsatz der Missionare in Cuiaba knapp überlebt. Mein Einsatz hatte und hat große Auswirkungen für meinen weiteren Lebenslauf. Einerseits die vielfältigen Erfahrungen und andererseits die Auseinandersetzung mit der Literatur des brasilianischen Pädagogen und Philosophen Paulo Freire. Seine Strategie der Bewusstseinsbildung war und ist für mich eine wichtige Orientierung in der Jugend- und Erwachsenenbildung sowie in der Regionalentwicklung. Durch eine neue Bildungs- und Regionalarbeit im Sinne der Gemeinwesenarbeit konnte ich zahlreiche Pionierprojekte initiieren und gemeinsam mit den Projektbeteiligten umsetzen, wie die Aktivierende Befragung ab 1975, partizipative Ausbildungen, Direktvermarktung, selbstverwaltete Betriebe, Winnetou-Festspiele, Gründung regionaler und überregionaler Bildungsorganisationen u.a. Siehe meine Homepage www.antonrohrmoser.at

Wenn ich in Großarl geblieben wäre, hätte ich alle diese Erfahrungen nicht machen können, hätte die Jugendleiterschule und das Uni-Studium in Wien nicht absolviert. Mein Einsatz war daher aus meiner Sicht eine gelungene Entwicklungszusammenarbeit, weil ich einerseits

einen wichtigen Beitrag für bessere Lebensbedingungen der Indigenen leisten konnte und andererseits wesentliche Lebenserfahrungen machen durfte.

Die Ansprüche an Fachkräfte für EZA sind inzwischen größer und differenzierter geworden. Es geht um hochqualifizierte Berufsfelder und vielschichtige Netzwerke. Die Philosophie der Pioniere bietet aber immer noch eine substanzielle Grundlage.

Fußnote: Organisationen für Entwicklungszusammenarbeit in Österreich:

In den 1960er Jahren wurde von Dr. Alois Wagner das Landjugendwerk für Entwicklungshilfe der Katholischen Jugend gegründet. Mit einer Erweiterung entstand daraus der Österreichische Entwicklungsdienst-ÖED, der später in Horizont3000 umbenannt wurde. Horizont3000 ist eine der größten Organisationen in der nichtstaatlichen österreichischen Entwicklungszusammenarbeit und ist auf die Durchführung von Programmen, Projekten und auf die die Entsendung von EZA-Fachkräften spezialisiert. www.horizont3000.at